

Francis Bacon: The Man without a real Character

Bacons Projekt einer Auffindung der reinen Sprache zeigt bei aller Abgrenzung zur ästhetischen Emblematik deutlich die Referenz der ästhetischen Idealisierung wie in der vom *quattrocento* schon zitierten Narration von den krotonischen Jungfrauen, die er allerdings dem antiken Künstler Apelles zuschreibt:

»But the noblest species of grammar, as I think, would be this: if someone well seen in a great number of tongues, learned as well as vulgar, would handle the various properties of *languages*; showing in what points each excelled, in what it failed. For so not only may languages be enriched by mutual languages, but the several beauties of each may be combined (as in the Venus of Apelles) into a most beautiful image and excellent model of speech itself, for the right expressing of the meanings of the mind.«¹

Die nobelste Spitze aller Grammatiken ist diejenige, welche »a great number of tongues«, also gesprochene Sprachen für ihre Idealität erreichen soll. Bacon spielt darauf an, dass Apelles in seiner Darstellung der Aphrodite das nirgendwo existierende Ideal der Schönheit dadurch abzubilden wusste, dass er jeweils das an realen Frauen als Vorbild entnommen hat, was an ihnen schön ist, um es dann in einer Kombination all dieser jeweils einzelnen Formen zum perfekten Ideal zusammenbringen, das *nirgends* in der Welt außer in der Norm eines idealen Modells existiert, um »a most beautiful image excellent model of speech itself« zu erhalten. Diese an der alten Ästhetik der krotonischen Jungfrauen orientierte Darstellung ist keine Rhetorik, sondern als ernst gemeintes Programm zum *most beautiful image* zu verstehen, wie man zu einem vorbildlich wie im visuellen Bild zu sehende reine Schrift der Wissenschaft als Ideal einer Sprache kommen könne. Es gehe, so Bacon, um die Begründung einer »kind of grammar which should diligently inquire, not the analogy of words with one another, but the analogy of words and things, or reason; not going so far however as that interpretation which belongs to Logic.«² Die stumme Schrift in der Mathematik, die jenseits aller Unterschiede in der Aussprache verstanden

1 Francis Bacon, Advancement of Learning, Buch II, in: *The Philosophical Works of Francis Bacon*, Bd. III, hg. v. James Spedding e.a., London 1861, S. 402.

2 Francis Bacon, The Works of Francis Bacon, Bd IX, *Translation of the Philosophical Works II*, hg. v. James Spedding e.a., Boston 1864, S. 112.

wird, soll das Ideal abbilden, dem alle unterschiedlichen phonetischen Sprachen folgen sollen. Anders als bei den Jesuiten und der Allegorie ist damit nicht die Abstraktion vom Bild das Ziel einer einzigen phonetischen Sprache, sondern die Abstraktion von Zeit als ideales Ziel in einer stummen Schrift für freilich noch immer unterschiedliche nationale Sprachen der Wissenschaftler. Die Hieroglyphen sind zwar ein Ideal der Vergangenheit, das es in seiner Stummheit nicht wie bei den Jesuiten zu eliminieren, sondern in die Logik der Reinheit durch funktionales Lesen der Mathematik einzuordnen ist. Die universale Schrift setzt in der Orientierung an einer stummen Schrift Mathematik nur die noch unvollkommene Stummheit der hieroglyphischen *analogy of words and things* fort. Das an die Idee der universalen Mathematik orientierte Modell der idealen Wissenschaftssprache muss daher zwar wie bei Jesuiten von Hieroglyphen als Ausgangspunkt, aber auch als Orientierung und nicht als Überwindung wie in China verstanden werden.

Ein am mathematischen System orientiertes Denken, das der Aufhebung von Zeit dienen soll, wird dann ganz besonders dort deutlich, wo Bacon ein digital numerisches System als Beispiel der ästhetischen Chiffrierung von phonetischen Alphabeten in einem visuellen System anschließend vorstellt, das dem von Leibniz entwickelten binären Rechnen vorangeht.³ So behauptet Bacon, dass jeder Buchstabe in unserem Alphabet allein durch lediglich zwei binäre Buchstaben darstellbar sei: A etwa durch aaaaa, B durch aaaab, C durch aaaba usw. Die in der Geometrie und Algebra (aber auch in den seit dem 16. Jahrhundert neu sich bildenden chirurgischen Lehrbücher der Anatomie etwa bei Vesal) üblichen Kleinbuchstaben sind damit möglichst frei von irgendeiner phonetisch aufsagbaren, zeitlich erlernten Reihenfolge im Alphabet. Bei Bacon sollen also nicht in einem zeitlich erinnerbaren Alphabet wie noch in Vesals Anatomiebüchern die Grundlage einer für jeden und jede gültige Ordnung im durch Schrift erlernbaren alphabetischen Index zur Orientierung angelegt werden. In Bacons Digitalität geht es um die Einlösung des Anspruchs einer möglichst rein sichtbaren Relationalität der Zeichen untereinander, indem die Anordnung von nur zwei binären Zeichen nicht nur genau einem einzigen von mehr als 20 phonetischen Buchstaben zugeordnet werden kann, sondern zugleich auch die mathematische Stelle in der einheitlichen strukturalen Ordnung durch die Relation von nur zwei binär lesbaren Buchstaben zu anderen übersichtlich visuell und vergleichbar repräsentiert werden soll. Eine visuelle Codierung durch ein a und b gemäß der geforderten eindeutig binären Entsprechung in einer Kombination erscheint nicht nur von einem phonetischen zu erlernenden, in der Zeit aufsagbaren Alphabet fast unabhängig. Die Anordnung von zwei rein graphematisch verstandenen digitalen sichtbaren Buchstaben ermöglicht die weitgehend zeitlose Erkenntnis für die relationale Anordnung eines phonetischen Buchstaben bzw. Signifikanten zum anderen. Diese digitale Einordnung ist damit etwas unabhängiger von einer in der Zeit und als zeitliche Ordnung zu erlernende Reihenfolge des phonetischen Alphabets, weil nun an jedem einzelnen Punkt der Repräsentation auch die Relation zu anderen Punkten aufgrund eines alle Phoneme in einem binären System ablesbaren Systems von nur zwei Buchstaben und deren Stellung zueinander sichtbar ist. Ein phonetisches Alphabet muss dann nicht mehr als zeitlich abrufbare Erinnerung für den Index erlernt werden, ganz zu schweigen von chine-

3 Francis Bacon, *The Works of Francis Bacon*, Bd IX, in: *Translation of the Philosophical Works II*, hg. v. James Spedding e.e. Boston 1864, S. 117ff.

sischen Schriftzeichen, die als tausende zu lesende Zeichen erlernt werden müssen. Die Abstraktion in der Schrift von der Phonetik und nicht das Ziel der phonetischen Schrift definiert damit die Reinheit als Ideal. Lange vor Leibnizens Rechnen mit der 1 und der 0 im Namen einer Urschrift eines stummen Alphabets des genuin christlichen Denkens ist es Francis Bacon, der das funktionale Kalkül mit der numerischen Digitalisierung als lesbare, möglichst von der Stimme gelöste Grammatik der Reinheit fordert. Dagegen zeigt Leibniz »lediglich«, dass die vollkommene Reinigung wie im *I Ging* zu weit geht und die Mathematik von 1 und 0 angeblich einen Bezug zur Realität noch haben soll, also sich verhält wie die in der Welt existierende Idea als größtmögliche Reinheit in der Welt zur absolut reinen Idee, was ein rein christliches Vorurteil darstellt, das er mit dem Jesuiten Bouvet jedoch zugleich auch gegen ihn teilt.

Bacon wie Leibniz stehen für die Abstraktion einer von Zeit gelösten Reinheit der Differenz als Opposition gegen die chinesische Schrift, die zwar wie die Mathematik autonom gegen die Stimme ist, aber dann für das Lesen das Erlernen von mehr als tausenden Zeichen und damit wieder wesentlich mehr Zeit des Erlernens verlangt, was umgekehrt die Jesuiten wieder als Ausdruck eines Trainings zu höherer Intelligenz werten, die mit den unendlichen Allegorien imitiert werden, die im eigenen Volk die Aufklärung in Gang halten soll. Leibniz erkennt nicht, dass trotz der christlichen Überzeugung von Gott als I in einer *creatio ex nihilo* dasselbe Problem der Beliebigkeit existiert, das er mit dem binären Rechnen zu widerlegen glaubt.

